

Der Aufstieg

Illustrierte Familienzeitschrift für das arbeitende Schweizervolk

Erscheint wöchentlich

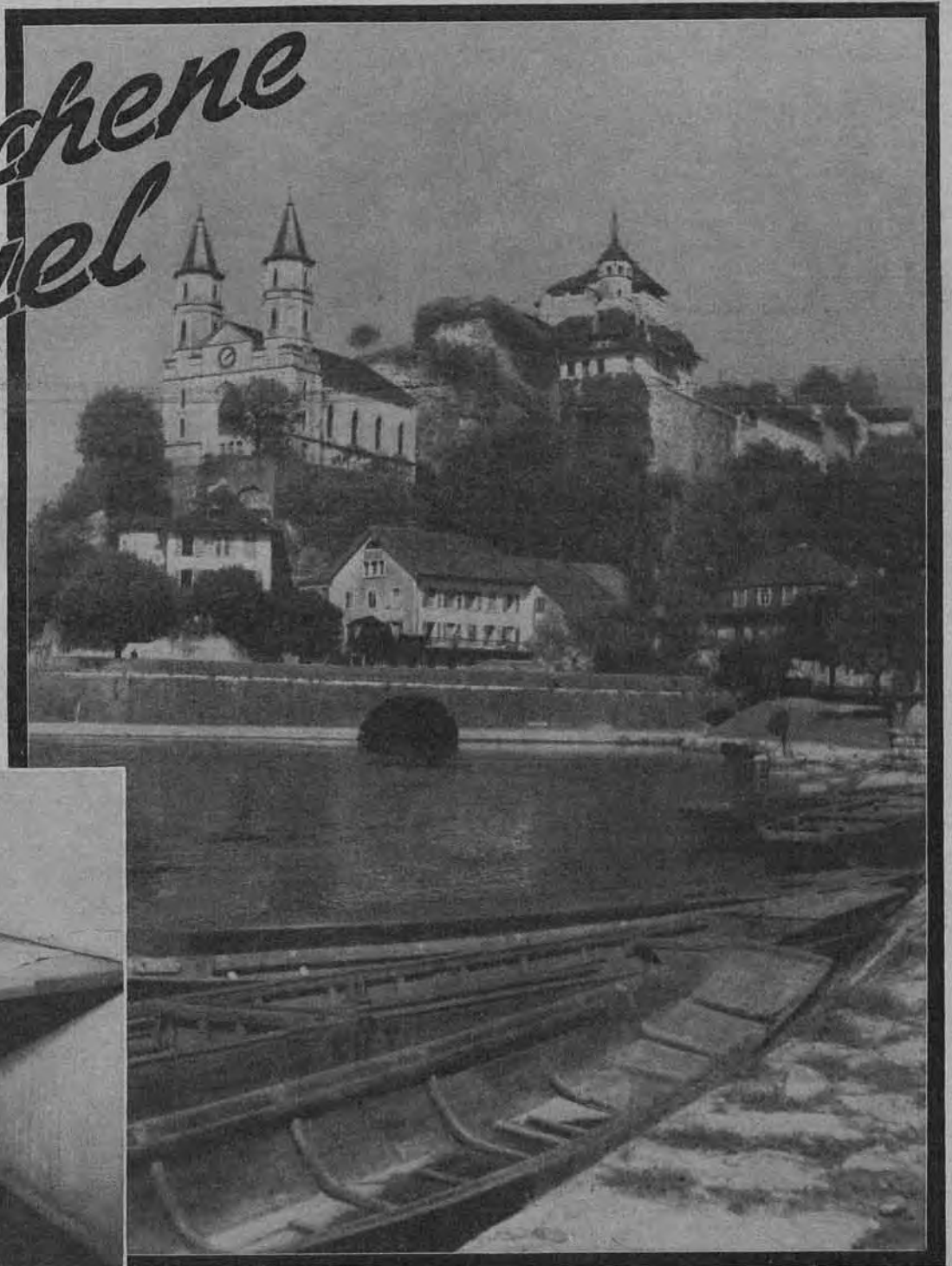
Herausgegeben von der Unionsdruckerei Bern - Verantwortlich für die Redaktion: Albert Berner

Abonnementspreis: Ohne Versicherung durch die Post vierteljährlich Fr. 3.—, mit Versicherung Grundpreis 50 Rp. pro Heft. Postcheck III 525
Unionsdruckerei Bern, Monbijoustr. 61, Telefon 23.441. Annoncen 20 Cts., Reklamen 70 Cts. die einspaltige Millimeterzeile
Inseratenannahme: Werbedienst, Inseraten und Reklame Basel, Falknerstrasse 4, Telefon 31.580.

Gebrochene Flügel

Aarburg ist nur eine der Zwangserziehungsanstalten der Schweiz

Draussen brandet das Leben — in einsamer Zelle sitzt der Zögling.





Ein benachbartes Bauernhaus mit grossen Stallungen und grossem landwirtschaftlichem Umschwung, wo die Buben zu arbeiten haben. Die Buben schlafen aber im Schloss.

Die Eisenbahnen der Schweiz

Ein Streifzug durch ihre Entwicklung und Probleme. Von Otto Bessinger.

II.

Die Interessen der Aktionäre der privaten Eisenbahngesellschaften gingen auf die Ausrichtung einer möglichst hohen Dividende. Denn diese war es auch, die den Kurs der Eisenbahnaktien an der Börse maßgeblich beeinflusste. „Wenn das Geld im Kasten klingelt ...“ Der Vers stammt noch aus dem Mittelalter, aber auch in der neueren Zeit wurde hinzugefügt: „Die Seele aus dem Fegfeuer springt!“ Die Verwaltungen mußten sich danach richten und den ganzen Bahnbetrieb entsprechend organisieren. Je länger je mehr wurde das Beförderungsmonopol in den Händen privater Interessenten zu einer Quelle von Hemmungen und Unzuträglichkeiten aller Art.

Die Frage der Betriebsicherheit muß bei einem Transportunternehmen von solcher Bedeutung in erster Linie stehen. Nun waren die Kantonsregierungen dazu verpflichtet, in diesen Dingen nach dem Rechten zu sehen. Und doch wurde der Willkür Tür und Tor geöffnet durch die lange Jahre hindurch bestehende Gepflogenheit verschiedener Kantone, den Eisenbahnverwaltungen bei Unfällen einfach die Untersuchung selbst zu überlassen. Man sparte Arbeit dabei, hatte gleichzeitig allerdings den Bod zum Gärtner gesetzt, den Fehlbaren als eigenen Richter in eigener Sache installiert. Den Bahnverwaltungen mußte ja vor allem daran liegen, sich selbst von jeder Schuld und allen Schadenersatzforderungen zu drücken. Man jagt nicht zu viel mit der Feststellung, daß die mächtigen Eisenbahnverwaltungen durch Jahrzehnte hindurch eine Art Staat im Staate bildeten. Es bedurfte wiederholten Einschreitens der Bundesbehörden und einiger Skandale, die zum Himmel stanken, bis in dieser Beziehung einigermaßen Remedur geschaffen wurde.

Ein Kapitel ohne Ende waren die Zugverspätungen, die in der Zeit privater Regie an der Tagesordnung waren. Fast kein Tag verging, an dem das schwarze Brett an den Bahnhöfen nicht mit soundso viel Ziffern bedeckt wurde; unwillige Reisende standen davor und warteten, stuchende Fahrgäste stiegen aus, wenn das Züglein endlich angerollt war und der Anschlußzug davongedampft war. In einem interessanten historischen Ueberblick über die Tätigkeit und Entwicklung des eidgenössischen Eisenbahndepartements

berichtet Dr. F. Schumacher: „Eine ständige Ursache von Verspätungen bildeten die von den Bahnverwaltungen aus Sparfamkeitsrücksichten geführten zahlreichen Personenzüge mit Güterbeförderung (sogenannte gemischte Züge). Erst allmählich gelang es, nachdem die Gotthardbahn und die Zentralbahnen bereits mit gutem Beispiel vorangegangen waren, dem Grundsatz der gänzlichen Trennung vom Güterdienste auf den Hauptlinien zum Durchbruche zu verhelfen.“

Im Jahre 1885 klagte man über eine starke Zunahme der Zugverspätungen, die „weniger der kleinen Vermehrung des Verkehrs ... zugeschrieben werden konnte, als den überall sich geltend machenden Bestrebungen nach äußerster Beschränkung der Ausgaben, sei es durch Verminderung der Zahl der Bahnbediensteten, sei es durch eine oft zu weit gehende Ausnützung der Züge und der bestehenden Anlagen.“ Die Mahnungen des Eisenbahndepartements erfolgten zwar, aber sie hatten wenig Erfolg. „Eine durchgreifende Besserung in der Einhaltung der Fahrzeiten erfolgte aber auch in den nächsten Jahren nicht. Im Jahre 1891 muß-



Buben sind vom Zementen und Mauern soeben in das «Schloss» zurückgekehrt.

ten wieder drei Bahnverwaltungen und eine Dampfschiffgesellschaft mit Bußen gemäßigert werden. Eine wesentliche und dauernde Verminderung der Zugverspätungen hätte die Erweiterung vieler bestehender Anlagen und namentlich den Ausbau aller Linien mit dichtem Zugverkehr auf die zweite Spur erfordert. Wie schwer es jedoch vielfach hielt, in letzterer Beziehung von den Bahngesellschaften das Allernotwendigste zu erreichen, ist bereits an anderer Stelle erwähnt worden."

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Unfälle von den Bahngesellschaften teilweise selbst „untersucht“ wurden. Fügen wir hier noch eine Auslassung über die Ursachen der Unfälle hinzu: „Als Ursachen der Unfälle wurde vielfach, wie bei den Verspätungen, die allzu weitgehende Ausnützung von Personal und Material durch die Bahngesellschaften festgestellt. Wenn auch der vom Eisenbahndepartement zu Anfang der achtziger Jahre aufgestellten Forderung, daß die Arbeitszeit der Bahnangestellten 11 Stunden und die Zeit der Dienstbereitschaft 16 Stunden nicht überschreiten dürfe, im allgemeinen nachgelebt wurde, so war doch andererseits die Zahl der Bahnangestellten auf das allernotwendigste eingeschränkt worden, so daß deren Leistungsfähigkeit voll in Anspruch genommen werden mußte. Es bedurfte dann in vielen Fällen nur unvorhergesehener Vorkommnisse, wie gerade Zugverspätungen, um die Ansprüche an das Personal zu steigern und um unter Umständen einen Unfall zu veranlassen."

Alle Anstrengungen der Aufsichtsbehörden in der Bekämpfung der Ursachen der Unfälle halfen nichts. Die Bahngewaltigen fühlten und benahmten sich als die „Herren im Hause“. So stieg auch in den neunziger Jahren die Zahl der Unfälle weiter an und betrug allein im Jahre 1896 1025 Fälle, unter denen sehr viele schwere waren.

Gegen das im Jahre 1890 erlassene Arbeitsgesetz führten die Bahngesellschaften



Blick auf die Terrasse, die von den Zöglingen in Anlehnung an den Baustil des Schlosses gebaut worden ist.

ten einen erbitterten Kampf. Sie wehrten sich dagegen, daß auch die Dienstbereitschaft als Arbeitszeit betrachtet wurde, sie wollten nichts davon wissen, daß den Bahnbediensteten, die gezwungen waren, ihre Ruhezeit auswärts zuzubringen, passende Aufenthaltsräume zur Verfügung gestellt wurden und wollten nichts davon wissen, daß der Arbeiter und Angestellte seine Ruhetage schon vorher erfahren könne und daß diese gleichmäßig verteilt würden.

Auf allen Gebieten und von allen Seiten wuchs die Erbitterung gegen die privaten Eisenbahngesellschaften immer mehr. Jahrzehnte hindurch kamen immer wieder die gleichen Fragen vor den Bundesrat und die eidgenössischen Räte, ohne daß man den Mut fand, eine prinzipielle Regelung zu treffen. Erst 1897 und 1898 kam dann die Frage wieder in Fluß, und jetzt wurde durch eine Volksabstimmung beschlossen, die wichtigsten Hauptlinien durch den Bund zu übernehmen. Man übernahm sie allerdings zu Bedingungen und unter Verhältnissen, die eine reine Freude an dieser Art von Verstaatlichung damals nicht aufkommen ließ, noch seither erweckt haben. Denn im Grunde wurden die Eisenbahnen weit überzahlt. Der Grund für das spätere chronische Defizit wurde bereits gelegt durch die Hunderte von Millionen, die den bisherigen Besitzern über den wirklichen Wert der Anlagen hinaus gewährt wurden.

Wir haben uns ausführlich mit dem Zustand des Eisenbahnwesens in der Schweiz beschäftigt, wie es durch die Entscheidung vom Jahre 1852 bedingt wurde. Man soll aus der Vergangenheit lernen, und auf dem Gebiete der Eisenbahnen hat unser kleines Land schweres und teures Lehrgeld für den Entschluß zahlen müssen, den Ausbau des wichtigsten Transportmittels des Landes privaten Händen zu überlassen. Keine Parole hat denn auch solange und so nachdrücklich immer wieder die Dementlichkeit beschäftigt, wie die Forderung „Die Schweizer Bahnen dem Schweizervolk!“. Und bei aller Kritik an den späteren Bahnverhältnissen und vielen Unzuträglichkeiten des jetzigen Zustandes hat der jahrzehntelange Kampf um die Verstaatlichung des Bahnnetzes so tiefe Spuren im Volksbewußtsein hinterlassen, daß Pläne auf eine Entstaatlichung, wie sie auch heute da und dort wieder laut werden, sehr wenig Anklang erwecken werden.



In der Schusterei absolviert er eine dreijährige Lehrzeit.

Gefährliche Pfleglinge

Erlebnis-Bericht von R. Ditmar, Direktor des Zoologischen Gartens in NeuYork.

Die Arbeit des Direktors eines grossen Zoologischen Gartens ist mannigfach und aufregend, manchmal auch lebensgefährlich. Man muss für diesen Beruf gut vorgebildet sein. Der Verfasser dieses interessanten Artikels gewährt uns einen recht genauen Einblick in seine schwere und verantwortungsvolle Arbeit im Tiergarten von NeuYork.

Ehe ich Direktor des NeuYorker Zoo wurde, hatte ich 25 Jahre hindurch die Aufgabe, die Reptilienabteilung zu betreuen und für Nachwuchs und Neuerwerbungen zu sorgen. Für dieses Amt war ich sozusagen schon von Kindesbeinen an vorgebildet. Wie andere Briefmarken oder Schmetterlinge sammeln, war ich ein Liebhaber von Schlangen. Meine Eltern hatten sich dreingefunden, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß ich für „Busineß“ keine Anlage hatte. Sie erlaubten mir sogar, im Mansardenstock unserer Villa meine große Kollektion von Schlangen aller Art unterzubringen. Später hielt ich auch Vorträge über Schlangen, wobei ich stets einige Exemplare in einem Reisekoffer mitbrachte. Es war aus diesem Anlaß, daß mich eine gelehrte Vereinigung erjuchte, einen Vortrag über die amerikanischen Giftschlangen zu halten, vor allem über eine besondere Abart der Klapperschlange, die man „Brillantrücken“ nennt, und die das kostbarste Stück meiner Sammlung darstellte. Man war vor allem auf den Vorgang gespannt, da ich der Schlange das Gift entnehmen würde.

Die Klapperschlange im Vortragsaal.

Ich hatte auf den Tisch ein Glas gestellt, dessen Oeffnung mit einem Stück Ziegenleder überspannt war. Dann zog ich die Klapperschlange aus dem dicken Ledersack, in dem sie verwahrt war. Ich tat dies mit Hilfe einer zweizinkigen Holzgabel, die ich mir für diese Versuche hergestellt hatte. Es war ein ebenso seltsamer wie aufregender Vorgang. Der gespannte Leib des großen, kräftigen Reptils schlug tausend die Luft, während ich den Kopf unbeweglich machte und es dann dicht beim Hals ergriff. Ich mußte mich beinahe quer über den Tisch legen, um die Schlange dem Glase zu nähern. Dann gelang es mir, die Kiefer der Schlange gegen die gespannte Lederhülle zu drücken. Es gab ein scharfes Knacken, als ob etwas zerreiße, man sah, wie die langen Giftzähne das Leder durchbohrten, und ein gelblicher Strahl färbte das Innere des Glases. Die Zuschauer murmelten erregt; in dem Augenblick, als das Gift hervorbrach, hörte ich einen Schrei. Aber bereits hatte ich das Reptil in den Sack gezwängt und verschloß es in dem Koffer. Bis dahin war ich zu sehr beschäftigt gewesen, um auf meine Umgebung zu achten. Erst jetzt blickte ich auf und sah, daß einer der Gelehrten ohnmächtig zu Boden gesunken war.

Eines Tages schickte mir eine große südamerikanische Tierhandlung eine Kiste zu, mit einer Fatura, bei deren Lesen sich meinem Vater die Haare sträubten. Was mich betrifft, so las ich entzückt die Liste:

Ein „Surucucu“. (Sehr giftig! Mit größter Vorsicht aus der Kiste zu nehmen.)

Zwei Lanzenvipern (außerordentlich giftig!).

Vier Korallenvipern (sehr gefährlich!).

Zwei Smaragdvipern (die schönste Abart der amerikanischen Giftschlangen).

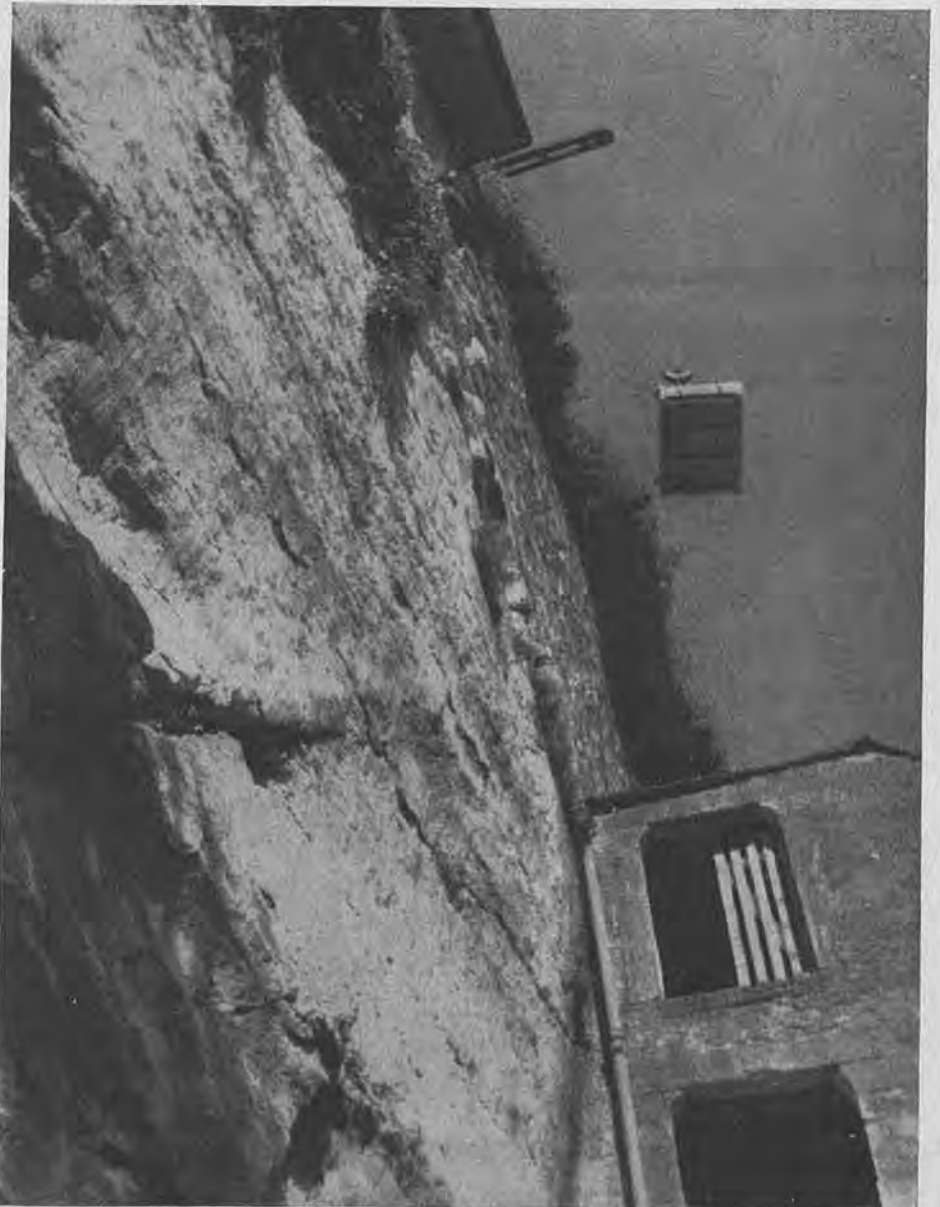
Zwei Pythons, jede zehn Fuß lang.

Zwei kräftige Träger hatten Mühe, die große Kiste bis vor die Tür meines Bivariums zu schleppen. Als ich mich allein mit meinen

neuen Schätzen sah, begann ich den Kistendeckel abzuschrauben, während meine Eltern draußen an der Tür lauschten und mich baten, recht vorsichtig zu sein. Die Kiste enthielt verschiedene Abteilungen. Zuoberst waren die Giftschlangen, jede in einem Ledersack eingeschlossen. Ich holte sie mittels meiner Zange heraus und beförderte sie ohne viel Schwierigkeiten in die Glaskäfige. Dann entdeckte ich einen großen Sack aus Segelleinwand, an dem eine Etikette baumelte: Surucucu!

Kampf mit dem „Buschmeister“.

Diese große südamerikanische Schlange, die auch „Buschmeister“ genannt wird und deren Biß augenblicklich tötet, war bisher der unerfüllte Traum meiner Sammlersehnsucht gewesen. Und nun sollte ich sie lebend vor mir sehen! Ich öffnete vorsichtig die Knoten des Sackes und erblickte die Schlange, die darin zusammengerollt lag. Die harten Schuppen waren lachsrot, schwarz gestreift, von einem so kühnen Muster, daß ich die Schlange wie fasziniert betrachtete, auf jede Vorsicht vergessend. Aber plötzlich machte ich einen Satz nach rückwärts, während sich der Körper der Schlange, in einer Länge von acht Fuß blitzschnell entrollte, zum Angriff



Als die Herren Ritter das Schloss bauten, musste jeder Stein mühsam hinauftransportiert werden. Heute besorgt ein Kran die Arbeit.

bereit. Der Buschmeister schien die tödliche Kraft seines Giftes zu kennen, seine Augen starrten mich kalt und höhnisch an. Zum Glück sah ich einen Besen an der Wand lehnen. Ich zog ihn mittels meiner Zange heran, ergriff ihn beim Stiel und verfehlte dem Buschmeister einen tüchtigen Hieb auf den Kopf. Das Reptil wich verblüfft zurück, und einige andere Hiebe ließen ihm die Flucht in den geöffneten Glaskäfig rätlich erscheinen. Ich war gerettet.

Aber noch blieb die Ueberriedlung der beiden Riesenschlangen. Die eine war aus ihrem Versteck hervorgeschossen, aber ich hatte vorsichtigerweise den für sie bestimmten Behälter vor die Kiste gerückt und der Umzug ging ziemlich leicht vonstatten. Inzwischen war jedoch der andere Python hervorgetommen, hatte blüßschnell ein zum Unglück offenstehendes Lüftungsfenster über der Tür erblickt und hatte sich durch diese Oeffnung in den Korridor geflüchtet. Als mein Vater einige Minuten später die Treppe heraufkam, sah er zu seinem Entsetzen eine zehn Fuß lange Schlange, deren Körper dem Schlauch einer Dampfspritze ähnelte, um das Treppengeländer gerollt. Trotz meiner Beklemmung mußte ich lachen, als Papa zum ersten- und letztenmal in seinem Leben die Rolle eines Schlangenbändigers übernahm. Er ergriff eine Gardinenstange, die in einer Ecke lehnte, und begann, damit den Kopf des Python zu bearbeiten. Dieser schien sehr überrascht zu sein, ließ das Geländer im Stich und suchte bei mir eine Zuflucht. Nun war ich sicher, daß ich das Reptil ungefährdet in seinem Behälter unterbringen könnte. Während meine Eltern entsetzt zu schreien begannen, als sie mich von Kopf bis zu Füßen „drapiert“ sahen, kehrte ich ruhig in das Vivarium zurück und hatte keine Mühe, die sich entrollende Schlange in den Käfig zu zwängen.



Appell zur Arbeitseinteilung nach dem Mittagessen.

Neuyorks Zoo entsteht.

Damals schrieb ich auch über meine Schlangenstudien in den Neuyorker Blättern. Eines Tages beauftragte mich die Neuyorker „Times“, Dr. William Hornaday zu interviewen, der soeben den Neuyorker Zoo gegründet hatte.

Was ich vorfand, war eine Bretterhütte und mehrere Belegschaften von Arbeitern, die die Erde aufwühlten. Der Tierbestand war durch einen jungen Bär, einen Wolf und eine Schildkröte repräsentiert. Das Bärenjunge und die Schildkröte plätscherten seelenvergnügt in einem großen Waschbecken. Aber die Baulichkeiten schossen mit echt amerikanischer Schnelligkeit aus dem Boden hervor. Zuerst war das große Vivarium für Reptilien fertiggestellt. Ich bot meine Sammlung dem Direktor an, der mich beauftragte, alle Arten anzuschaffen, die ich für notwendig hielt. Bis dahin hatte ich jeden ersparten Dollar auf meine Liebhaberei verwendet, so daß viele Wünsche unerfüllt bleiben mußten. Nun hatte ich aber unbeschränkten Kredit und konnte meine Bestellungen an die Tierhändler der ganzen Welt verteilen. Inzwischen begab ich mich selber an die Ufer des Savannah, wo sich große sumpfige Niederungen befinden, die ein wahres Schlangenparadies darstellen. Ich brachte eine Ausbeute von drei Zentner netto nach Neuyork mit, außerdem aber einen interessanten Fall von Malaria, was meine Person betrifft!

Das waren meine Anfänge am Neuyorker Zoo.

Heute umfaßt er 524 Hektar hügeliges und zum Teil bewaldetes Terrain. Tausende von Tierarten sind da in sehr behaglichen Behausungen untergebracht, sie leben sozusagen im größten Luxus, den Geld und Wissenschaft erlauben können. Unser Zoo ist in der Tat einer der schönsten der Welt und erfordert mehrere Millionen Dollar jährlich. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Ausgaben durch Einnahmen überflügelt werden, denn jedes Jahr vermerken wir über drei Millionen zahlende Besucher, und dazu kommen noch die großen Zuwendungen privater Sammler und Philanthropen, die in einem Zoo ein Bildungsmittel ersten Ranges sehen.

Ein Saurier mit fünf Buchstaben und andere Alltagsjorgen.

Das Tagewerk eines Zoo-Direktors ist ebenso abwechslungsreich wie voller unvorhergesehener Aufregungen. Freilich sollte er sich ausschließlich einer rein wissenschaftlichen Beschäftigung hingeben, die auf die Minute geregelt ist. Das bestrebe ich mich auch zu tun, aber ich werde dabei ständig unterbrochen. Da ist beispielsweise eine Dame, die mich im stehendsten Ton zum Telephon bitten läßt, wobei es den Anschein hat, daß es sich um einen toll gewordenen Hund oder um einen hysterischen Schimpanfen handeln müsse, und höre die Dame in einem angstbepflanzten Ton fragen:

„Können Sie mir einen Saurier sagen, dessen Name fünf Buchstaben enthält? Ich brauche ihn dringendst für ein Kreuzworträtsel!“

Kaum habe ich geärgert die Neugierde dieser Dame befriedigt, als mir ein Wärter ankündigt, daß unsere schönste Giraffe sehr hilflos geworden sei, innerhalb weniger Stunden. Ich stürze in ihre Einfriedung und entdecke nach fieberhaftem Suchen, daß Mistreß Giraffe es unternommen hat, einen langsamen Selbstmord zu begehen, indem sie die Farbe von einem Kandalaber ableckte, den man frisch gestrichen hatte. Ich lasse den Tischler des Zoo kommen, damit er den Kandalaber durch einen Verschlag gegen die Gelüste der Giraffe sichert.

(Schluss folgt.)

Zwan

Ein bre



Wir müssen gerecht sein: sie haben ihre Nahrung, sie haben ihre Kleidung und sie haben ein schützendes Dach über dem Haupte. Sie leiden also keinen sichtlichen Mangel. Keinen sichtlichen, gewiss.



Der Standpunkt des Zöglings. «Sie haben aber weder die freie Wahl ihrer Nahrung, noch ihrer Kleidung, noch ihres Obdachs, noch ihrer Gesellschaft, sondern sind darauf angewiesen, mit dem, aber nur mit dem Vorlieb zu nehmen, was ihnen von einer höheren Macht aufgedrängt wird.»

C. A. Loosli.



Mathematik: „Ungenügend“

Von Peter Groß.

(Nachdruck verboten.)

Claus Oldag schob den Teller zurück und schnitt sich aus einem Streichholz einen Zahnstocher.

Während er in den vorstehenden, tabakgebräunten Zähnen herumstocherte, umlauerten die Augen jede Bewegung seiner Frau, die am Küchenherd hantierte.

Es war eine hagere, knochige Frau, mit grauen, melancholischen Augen und vergrämten Zügen.

Als er bemerkte, daß sie Pfannkuchenteig in die Pfanne goß, bellerte er grob: „Du backst keinen für den Jungen! — Wenn er sich auf dem Schulweg vertrödelt, gib't es eben kein Mittagessen! — Ich will den Bengel schon firre triegen! — Sofort nimmst du die Pfanne vom Feuer, oder ich kipp dir den Teig in den Aschenkasten!“

Die Frau zog wortlos die Pfanne vom Feuer und räumte das Geschirr in die Aufwaschwanne. Um ihren Mund zuckte es; die Teller klirrten leise in ihren Händen.

Sie saßen immer in der Küche und benutzten das Vorderzimmer nur zu den Festtagen oder wenn Besuch kam.

Claus Oldag stopfte sich eine Shagpipe; aber seine Augen wanderten immer wieder nach dem Küchenschrank, wo die Weckuhr stand.

Draußen klang die Flurglocke — einmal kurz — zaghaft.

Die Frau ging öffnen. Man hörte eine jugendliche Stimme: „Guten Tag, Mama!“ — Aber der Ton war gedämpft, bedrückt.

Dann kam die Frau wieder in die Küche. An der Schwelle wandte sie sich um und sprach ermunternd auf den Flur hinaus: „Nu komm auch schnell! Vater und ich haben schon gegessen.“

Ein bänglicher Blick streifte ihren Mann, der in das Morgenblatt vertieft zu sein schien.

Schüchtern trat der Dreizehnjährige in die Küche — ein bläß-

Während des Schulunterrichts in der Zwangserziehungsanstalt. — «Nichts ist leichter, als gegen Kinder ungerecht zu sein, weil selten ein erwachsener Mensch mehr weiss, wie es in einem kindlichen Kopf, in einem kindlichen Herzen aussieht, weil selten ein erwachsener Mensch über die Quellen nachdenkt, aus denen die Fehler des Kindes kommen...» (Gotthelf.)

licher, hochaufgeschossener Junge mit den unverkennbaren Zügen der Mutter.

„Guten Tag, Papa!“ sagte er leise.

Oldag hob den Kopf mit gespielter Vermunderung. „Manu — hat es dem Herrn Sohn endlich gefallen? — Hoffentlich hast du guten Appetit mitgebracht, damit dir das Abendbrot auch schmeckt. Mittagessen gib't nämlich nicht mehr, Freundchen! — Wo hast du dich so lange umhergetrieben?“

Der leichte Hohn wandelte sich in schneidende Schärfe; Oldags brutale Kinnpartie schob sich drohend vor.

Zögernd, mit dem flehenden Blick eines geängstigten Tieres, brachte der Knabe einen Brief zum Vorschein.

„Ich mußte beim Direktor warten. Diesen Brief soll ich morgen mit deiner Unterschrift wieder mitbringen.“

„Her damit!“ Oldag riß den Brief an sich, zerfetzte fast den Umschlag in seiner Erregung und zerrte das Schreiben heraus. Jede seiner Bewegungen war unkontrolliert, gewalttätig.

Während er las, spielten die blauen Naderchen rastlos auf seinen Schläfen.

Die Mutter zerknüllte unruhig den Schürzenzipfel zwischen den Fingern. Ihre Züge wurden leidvoller, ihre Augen demütiger in Erwartung des neuen Kummers, den solch ein Brief zu bringen pflegte.

Schweigen im Raum. — Eine Fliege summt und stieß mit leichtem Plumps gegen die Scheibe des Küchenschrankaufbaues.

Ein hilfloser Blick des Knaben glitt zur Mutter hinüber. Sie nickte ihm zu — weh — hilflos wie er.

Claus Oldag lachte kurz und trocken auf.

„Da haben wir's ja!“ — Jedes Wort wie ein Peitschenhieb. —

„Mathematik ungenügend! Wenn er keine Nachhilfestunden bekommt, ist seine Verfehlung in Frage gestellt. — Was hab' ich immer gesagt?“ Seine Stimme wird zum hemmungslosen Brüllen.

— „Das verdammte Fußballern hält ihn von der Arbeit ab! Husch über die Schulaufgaben weg, hin zum Sportplatz. Man ist doch Mittelstürmer. — Hurra, wieder ein Tor geschossen! — Nun kann mir's ja im Leben nicht mehr fehlen! — Bloß: Mathematik ungenügend!“

Der Brief wird mit einer Handbewegung vom Tisch gefegt. —

„Keinen Kappen zahl' ich für Nachhilfestunden! Arbeiten soll er, bis er Blut schwitzt! Von heute ab bleibst du nachmittags oben und lernst Mathematik! — Ich will dir schon einleuen, was für Sport du zu treiben hast, damit du verfezt wirst! — Mitkommen!“

Er packte den Knaben beim Oberarm und zog den leicht Widerstrebenden mit sich ins Vorderzimmer.

Schweigend drehte er von innen den Schlüssel im Schloß herum und holte hinter dem altmodischen Phantasieschrank einen dünnen Rohrstock hervor. Prüfend bog er ihn zwischen den Händen.

Der Knabe stand furchtbebend in eine Ecke gedrückt und beobachtete die Vorbereitungen. Seine Augen wurden groß und dunkel vor Angst; aber er brachte kein Wort hervor.

„Bück dich!“ befahl Oldag barsch.

„Papa! — Ich will —“

Schweigend packte Oldag seinen Knaben im Genick, drückte ihm den Oberkörper herunter, schob ihm die Jacke hoch — und schon piff der erste Hieb durch die Luft.

„Willst du jetzt arbeiten? — Mathematik ungenügend? — Hier hast du Nachhilfe, Freundchen!“

Oldags Arm arbeitete wie eine Maschine.

Der Knabe zuckte unter jedem Schlag zusammen; aber nur ein unterdrücktes Wimmern entrang sich seinem Munde. Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß lautes Schreien den Vater in einen wahren Wutausbruch versetzte.

Endlich richtete sich Oldag tief atmend auf. „So—o, mein Junge, das hat dich hoffentlich zur Besinnung gebracht.“

Er stieß es zwischen geschlossenen Zähnen hervor und wrickte vorsichtig sein schmerzendes Handgelenk hin und her.

Dann schloß er auf und wandte sich noch einmal an den haltlos schluchzenden Knaben: „Bedanke dich für die Prügel bei deiner Mutter, mein Junge! Wenn sie nicht deinen Sportfimmel unterstützt und deiner Faulheit Voranschub geleistet hätte, würdest du in Mathematik nicht nachhinken. Aber das sag ich dir: wenn du nicht versetzt wirst, — dann — gna—de — dir — Gott!“

✠

Der Versetzungstag war gekommen.

Mutter Oldag hantierte mit heißem Gesicht am Herd. Sie hatte Mehlspudding und Backobst gekocht — ihres Einzigen Lieblingspeise.

Zwar so recht freundlich wollte ihr nicht ums Herz werden. Manchmal ertappte sie sich dabei, wie sie für Minuten gedankenlos auf die Puddingform starrte, die vom Wasser im engen Topf hin und her gerollt wurde; wenn sie sich dann wieder auf die Gegenwart besann, mußte sie plötzlich die Hand gegen das wildpochende Herz pressen, um eine aufsteigende Angst zu ersticken.

Jeden Augenblick konnte der Junge doch hier sein; mußte es sich entscheiden. Sie warf einen verstohlenen Blick auf die Weckuhr. Jetzt konnte der Junge doch schon beim Bäcker Starkjohann sein; — jetzt bei der Kanalbrücke; — jetzt — kamen nicht schon Schritte die Treppe hinauf?

Nein, es ging nur jemand zum Oberstock hinauf.

Claus Oldag, der seiner Gewohnheit gemäß am Küchentisch über der Zeitung saß, fing den ängstlich-gespannten Blick seiner Frau auf.

„Der Wecker geht fünf Minuten zu früh“, sagte er kurz und blätterte die Zeitung um; aber als er instinktiv noch einmal aufsah, begegnete er den starren Augen seiner Frau. Es war ein Blick, der Unbehagen auslöste.

„Was glohdest du denn?“ forschte er gereizt. „Manchmal könnte man denken, du hättest deine Fünf nicht zusammen!“

Die Frau öffnete langsam die Lippen; jedes Wort schien sich aus ihrem Munde zu quälen: „Klaus — wenn er nun aber — doch nicht versetzt wird?“

Oldag ballte drohend die Rechte auf dem Tisch. „Dann Gnade — ihm — Gott!“

Er sagte es mit derselben kalten Verbissenheit wie damals, als der Junge ihm den Brief des Direktors gebracht hatte.

„Klaus...“, die Frau, sonst verschüchtert und wortkarg, wurde aus einer tiefen Angst heraus berebt, und während sie hastig sprach, wischte sie ihre Hände, die doch völlig trocken waren, dauernd an der Schürze ab, — „mach mir den Jungen nicht unglücklich! — Ich hab' nur den einen. Seine ganze Jugend zerstörst du ihm mit deinem Ehrgeiz. — Das letzte Vierteljahr hat er nicht mehr zum Sportplatz dürfen, und der Schularzt hat doch extra gesagt, er soll Sport treiben, weil er so schwächlich ist. — Und alles bloß, weil er mit Gewalt studieren soll. Er möchte doch am liebsten Tischler werden, wie es dein Vater doch auch war. — Handwerk hat noch immer einen goldenen Boden!“

„Schweig!“ fuhr ihr Oldag barsch in die Rede. „Was aus dem Jungen werden soll, weiß ich selbst am besten! Es war mal mein Traum, studieren zu können — das Geld langte nicht, weil Vater eine Bürgschaft verlor; — da hab' ich mich kuschen müssen. Jetzt soll es mein Junge wenigstens soweit bringen! Wenn er keinen Trieb hat, höher hinaus, müssen eben andere für ihn denken. Ich setz' meinen Willen durch — und wenn ihr euch auf den Kopf stellt!“

Claus Oldag erhob sich unwillig und ging ins Vorderzimmer. Er hatte es satt, immer wieder zu hören, wie seine Frau sich seinen Plänen entgegenstemmte. Mürrisch blickte er zum Fenster hinaus auf die mittagsöde Straße. Zwei Schüler mit hellblauen Mützen gingen gerade vorüber. Er kannte sie als Klassenkameraden seines Jungen.

Oldag riß das Fenster auf. „He — habt ihr Hans Oldag nicht gesehen?“

„Nö—ö!“ entgegnete der eine lässig und schlenkerte seine Büchertasche gegen den Unterschenkel. — Der andere fügte mit einer Art wichtigtuerscher Schadenfreude hinzu: „Hans Oldag ist sitzengeblieben!“

Sie gingen weiter. — Oben schlug das Fenster hart zu.

Mutter Oldag rückte den Pudding vom Feuer. Warum der Junge nun bloß nicht kam?

Als sie die Vorderzimmertür öffnete, hob ihr Mann, der auf dem Sofa saß, den Kopf. Die gespreizten Ellbogen ruhten auf der Tischplatte und das Kinn hatte er gegen die Fäuste gepreßt.

Irgend etwas in seinen Augen erfüllte sie mit einer unbestimmbaren Furcht. „Klaus, was ist dir?“

„Sitzengeblieben! — Dein Sohn! — Die Spazier pfeifen es schon von den Dächern. — Der soll sein blaues Wunder erleben!“



Die Schule — all die Probleme, die noch gebieterisch an ihre Türe klopfen und um Einlass bitten, all die drängenden Fragen, die noch einer Lösung harren, sie alle gehen in doppeltem Masse auch die Anstaltschule an. Unterricht oder Erziehung? «Man gibt doch nach und nach zu, dass das Erziehen die Hauptsache sei und nicht das Schulen, so wie der sittliche Wert eines Menschen weit höher zu halten ist als irgendeine Kenntnis oder Fertigkeit», schrieb kein Geringerer als Gotthelf. Möchten doch diese Worte auf jeder Wandtafel stehen in den Schulen draussen und in den Anstalten.